

## WER HAT DICH, DU DEUTSCHER WALD?

### Frage an einen Mythos (Teil 1)

von Mirjam R. Kosewitsch

*Wer hat dich, du schöner Wald  
Aufgebaut so hoch da droben?  
Wohl den Meister will ich loben,  
So lang noch mein Stimm erschallt.  
Lebe wohl,  
Lebe wohl, du schöner Wald!*

### 1. Der Wald als natürliches Phänomen?

Ja, wer hat ihn nun aufgebaut, so hoch da droben, den *schönen* Wald, wie es im Originaltext von Joseph von Eichendorffs Lied „*Der Jäger Abschied*“ so wehmütig-rhetorisch heißt?

War es Gott oder die Natur? Die Menschen im Allgemeinen, eine bestimmte Gruppe von Menschen oder mehrere oder gar ein einziger Mensch? Wir sollten die Frage ernst nehmen und ihr nachgehen. Denn schließlich können oder sollten wir nicht (mehr), wie der romantisch-naive Dichter mit dem allzu passenden Namen, den Schöpfer vor dem Abend loben...

Versuchen wir es mit der ersten Antwort auf die Frage nach dem Schöpfer: die Natur also, wenn wir nicht ins Religiös-Glaubwürdige verfallen wollen, die Natur, wenn wir Natur verstehen als Begriff für alles Irdische, das ohne den Einfluss des Menschen so ist, wie es ist.

Einen Wald, der ohne den Einfluss des Menschen so ist, wie er ist, nennen wir einen *Urwald*, und schon sehen wir uns mit der Tatsache konfrontiert, dass es einen solchen im heutigen und allen vorgefahrenen Deutschländern niemals gegeben hat, denn als es die Urwälder gab, gab es Germanien noch nicht.

Vor zirka 9000 bis 8000 Jahren wuchsen auf (sehr) zukünftigen deutschen Staatsgebieten Birken- und Kiefernwälder, die langsam von Hasel und Fichte verdrängt wurden; wo Kiefern und Birken erhalten blieben, bildeten sie so genannte „Reliktföhrenwälder“ wie zum Beispiel in der (sehr viel späteren) Mark Brandenburg; die Hasel drang weiter nach Osten vor, während die Kiefernbestände stagnierten. Dann stiegen die Meeresspiegel an, Erlenbruchwälder entstanden, und nach der Hasel etablierten sich weitere Arten von Laubhölzern in Mitteleuropa: Eichen, Ulmen, Linden und Eschen.

Aber dieser „Eichenmischwald“ sah in Mitteleuropa nicht überall gleich aus: in manchen Gegenden dominierten die Eichen, in anderen die Ulmen, die wir an dieser Stelle schon besonders im Gedächtnis behalten wollen, oder die Linden. Eichenwälder bildeten sich auch auf armen Böden, in der Nachbarschaft von Birken und Heidekrautgewächsen.

In den europäischen Laubwäldern gediehen zuweilen auch Gewächse, die allzu tiefe Wintertemperaturen nicht ertragen konnten, wie Mistel, Efeu, Wein und Wassernuss, was auf eine vorübergehende Erwärmung des Klimas schließen lässt. Später wichen diese Wärme liebenden Gäste wieder zurück, besonders an der Ostsee, und erneut expandierte die Fichte.

Die Eibe wanderte von den Südalpen, die Tanne vom Süden Italiens und Griechenlands her ein, und die Hainbuche kam zu dieser Zeit nur in Südosteuropa vor.

Mit anderen Worten: es gab in der Zeit zwischen dem neunten und siebten Jahrtausend zwar noch einen Urwald im nachmaligen Deutschland, aber *den* Urwald gab es nicht: es gab *verschiedene* Wälder, *verschiedene* Lebensräume für Tiere und Menschen. Regelmäßig entstanden natürliche Lichtungen, zum Beispiel durch Erdbeben und Witterungseinflüsse, und regelmäßig erneuerte und veränderte sich der (noch nicht) deutsche Urwald, um in der Nacheiszeit seine maximale Ausdehnung zu erreichen.

Ungefähr ab dem 5. Jahrtausend kam der (nachmalig) germanische Mensch und begann, Wälder zu roden, um Holz als Bau- Werk- und Brennholz zu gewinnen und um in den Wäldern (und an Stelle von Wäldern) landwirtschaftliche Nutzflächen anzulegen: die Wirtschaftsform des Ackerbaus entstand und mit ihr begann der Anfang vom Ende eines Urwaldes, der nun niemals mehr ein deutscher werden konnte.

Die „Natur“ trat als potenzielle Schöpferin eines potenziellen deutschen Waldes zurück und überließ, vor bereits siebentausend Jahren, nach und nach das Feld dem Menschen – im wahren Sinne des Wortes.

Und der brauchte Holz für alles und jedes: Brennholz, um zu heizen, Feuerholz, um zu kochen, zu braten, zu backen und zu grillen, noch mehr Feuerholz, um Getreide zu trocknen oder zu darren, brennende Fackeln, um wilde Tiere zu vertreiben und Holz, um Werkzeuge herzustellen (mit denen man noch mehr Holz schlagen konnte). Die weitaus größten Holz mengen benötigte man allerdings zum Bauen und zum Heizen: ohne Holz wäre ein bäuerliches Leben in Mittel- und Nordeuropa nicht möglich gewesen.

Man siedelte fort(während), und der Wald wurde – in prähistorischer Zeit! – mehr und mehr Menschenwerk: man schätzt, dass eine ungefähr 35 Hektar große Bresche in den Wald geschlagen werden musste, damit genügend von den seinerzeit wenig ertragreichen Getreidesorten angebaut werden konnte, um die 100 Personen zu ernähren, die die Einwohnerschaft eines steinzeitlichen Dorfes bildeten.

So lassen sich für unseren Blick zurück in die Urzeit die Steinzeit, die Kupferzeit, die Bronze- und Eisenzeit problemlos unter dem Begriff *Holzzeit* fassen: Holz wurde in viel größerem Umfang zum Überleben benötigt als Metall, und dass es die *Holzzeit* in den Annalen der Archäologie nicht gibt, liegt nur an seiner vergleichsweise geringen Halbwertszeit.

Es wurden Langhäuser errichtet, für deren First- und Dachbalken man dreißig Meter lange, gerade gewachsene Eichenstämme benötigte. Da sie schwer zu transportieren waren, begann man mit ihrer Rodung dort, wo eine Siedlung entstehen sollte. War die Siedlung fertig gestellt, ging der Waldverbrauch weiter: Eiche, Esche, Hasel, Schlehe, Kirsch-Apfel- und Birnbaum dienten als Brennholz, und da man bei den anfänglichen Rodearbeiten die Baumstümpfe hatte stehen lassen, weil es sich ungebückt einfacher arbeitete, waren Holztriebe emporgewachsen, besonders von Holzarten, die aus dem Wurzelstock leicht wieder ausschlagen, wie Esche, Hasel oder Schlehe – sie kommen noch heute in Hecken häufig vor.

Aus Linden gewann man Lindenbast, die Zweige der Weide eigneten sich zum Korbflechten oder für die Flechtwände der Häuser; die Eiche wurde als Bauholz bevorzugt, die Esche und der Ahorn für Küchengeräte und Axtstiele; für Dolche und Pfeilbögen eignete sich die Eibe und für ein hübsches Taschenmesser benötigte man nur ein wenig Pappelrinde.

Langsam, aber sicher, gestalteten die Siedler – wer hat dich, du schöner Wald? Die Siedler! – eine *Kulturlandschaft*, heftig unterstützt von ihren Schafen, Rindern, Ziegen und Schweinen, die die Wälder, welche die Siedlungen umgaben, meisterhaft nach Nahrung durchsuchten und die wir dafür loben wollen.

Zumal der Wald auch noch als Winterfutter erhalten musste: von Ulmen, Linden, Eschen und Haselsträuchern schnitt man Laubheu, und Hasel, Linde und Esche konnten diese Form der Nutzung, das Schneiteln, auch ganz gut vertragen, aber leider die Ulme nicht.

Wir haben die Ulme im Gedächtnis behalten, und das ist auch sicherer so, denn auf Grund der Schneitelnutzung grassierte der Ulmensplintkäfer und es kam vor ungefähr 5000 Jahren (!) zum **ersten Ulmensterben** – lange, bevor der Dichter Ödön von Horvath in Paris von einer Ulme erschlagen wurde, anlässlich eines anderen Ulmensterbens.

Die Ulmen aber kamen forthin in Mitteleuropas Wälder nicht mehr häufig vor und wurden von anderen Bäumen – der Tanne im Alpenraum, zum Beispiel – verdrängt.

Die Siedlungen der holzzeitlichen Vorfahren alterten schnell – man geht von einer Lebensdauer von dreißig Jahren für ein Langhaus aus. Die Häuser verfaulten, oder sie brannten ab; irgendwann lohnte sich die Reparatur nicht länger, und Holz für einen Neubau war im näheren Umkreis einer Siedlung nicht mehr zu finden: die langen Stämme hätten über eine Distanz von über einem Kilometer herangeschafft werden müssen. Doch wozu? Es war viel leichter, weiter zu ziehen und anderswo eine neue Siedlung zu gründen, um dort Felder zu schaffen, wo noch keine Wurzelschösslinge aufgekommen waren, die sich mit Steinäxten schwer beseitigen ließen.

Auf die verlassenen Siedlungsflächen aber wehten die Baumsamen der Pionierbäume, der Birken, Pappeln, Weiden und Kiefern. Tiere wurden auf die menschenverursachte Lichtung gelockt, weil es dort viel zu fressen gab, ohne dass die Fortgezogenen sie mehr gehindert hätten: Mäuse, Hamster, Ratten, Hasen, Rehe und Wildschweine, Tiere des Waldrands eher als des Waldes, fanden in den ersten Jahren nach Aufgabe der Wirtschaftsflächen noch reichlich Nahrung vor, und die Vögel, die Gefallen an den freistehenden, ausladenden Bäumen fanden, brachten Samen von Kirsche, Holunder und Hasel.

Der größte Gewinner menschlicher (Um-)Siedlungspolitik aber war die Buche: auf jeder vom Menschen aufgegebenen Fläche breitete sie sich aus, beginnend in der Jungsteinzeit, als die ersten Zyklen mit Rodungen, Aufgeben von Siedlungen und anschließender Neubildung von Wäldern eingesetzt hatten.

Dieses Siedlungsverhalten war in manchen Gebieten typisch bis zur Römerzeit, in anderen sogar bis ins Mittelalter, und bis ins Mittelalter hinein hat sich die Buche immer weiter ausbreiten können: in vielen Gegenden Deutschlands entstanden reine Buchenwälder – nicht von Gottes, sondern der Menschen Gnaden.

(Und so wurden die Buchen auch wieder geschlagen, und zwar vor allem dort, wo Erz verarbeitet wurde: die größte Hitze ließ sich erzeugen, indem man Buchen-Holzkohle verbrannte.)

Der Wald, den die halbnomadischen Siedler von der Holzzeit bis ins Mittelalter zurückließen, war also nicht mehr der Wald, den sie vorgefunden hatten, war kein *Urwald* mehr, sondern *Kulturwald*, ein Wald zweiter Generation, eine Menschenschöpfung.

„Was sich hier erkennen lässt, ist in mehrfacher Hinsicht von grundsätzlicher Bedeutung. Zum Einen wird klar, dass unsere Umwelt, sogar unsere Wälder, schon sehr viel länger vom Menschen geprägt werden, als allgemein angenommen, nämlich schon etwa 7000 Jahre lang. Zum anderen, und das ist wohl noch viel wichtiger, zeigt sich, **dass der Mensch eine echte Natur in seiner Umgebung wohl zerstören, aber nie wieder herstellen kann.**“ (*Hansjörg Küster*)

*Tief die Welt verworren schallt,  
Oben einsam Rehe grasen,  
Und wir ziehen fort und blasen,  
Dass es tausendfach verhallt:  
Lebe wohl,  
Lebe wohl, du schöner Wald!*

## 2. Das Waldbild des Tacitus

Noch im ersten Jahrtausend vor Christus hatte sich die prähistorische Siedlungsweise der germanischen Stämme nicht verändert; die inzwischen größeren Talsiedlungen wurden zwar seltener verlagert, aber verlagert wurden sie nach wie vor: es gab keine *civis*, keine Stadt, somit keine Trennung zwischen drinnen und draußen, keine Trennung zwischen einer *tief verworren schallenden* zivilisierten, das heißt: städtischen Welt und einer von dieser *kultürlichen* abgegrenzten *natürlichen* Welt, in der *oben einsam Rehe grasen*.

Wie siebzehnhundert Jahre nach ihm konstatierte im ersten nachchristlichen Jahrhundert der römische Historiker *Publius Cornelius Tacitus* einen Unterschied zwischen dem Verworrenen, Unheimlichen einerseits und dem Heimeligen andererseits. Ihm war aber nicht, wie Eichendorff, die Natur das Heimelige und die Stadt das Unheimelige; dem Konsul des römischen Reiches war vielmehr die überbordende Natur im barbarischen Reich der Germanen nicht ganz geheuer, und er schrieb: „*Das Land zeigt zwar im Einzelnen einige Unterschiede, doch im Ganzen macht es mit seinen Wäldern einen schaurigen, mit seinen Sümpfen einen widerwärtigen Eindruck.*“

Dieses Zitat aus Tacitus' *Germania*, herausgegeben im Jahre 98 nach Christus, stellt die erste, im eigentlichen Sinne historisch zu nennende Nachricht über den deutschen Wald dar, der Tacitus als deutscher *Urwald* erschien, obwohl er es längst nicht mehr war: es handelte sich, wie wir inzwischen wissen, um einen durch Siedlung und Umsiedlung entstandenen *Kulturwald*: die Buche hatte ihre maximale Ausbreitung erreicht, in den Niederungen Nordwestdeutschlands war ihr die Eiche beigemischt, in den Alpen und in südlicher gelegenen Mittelgebirgen gab es Mischwälder aus Buche, Tanne und Fichte.

Tacitus aber erkannte die Kultur vor lauter Bäumen nicht: seine mediterrane Umwelt sah so völlig anders aus als das wilde und noch unkolonisierte Germanien, und „unkolonisiert“ bedeutete dem Tacitus allemal dasselbe wie „unkultiviert“.

Dass die Germanen eine stabile Siedlungsweise entwickelt hatten, in der Siedlungen und Wälder gleichermaßen und abwechselnd auf denselben Arealen gediehen; dass der Wald zwar parzellenweise zerstört wurde, sich aber wieder, wenn auch in jeweils veränderter Form, regenerierte und dass dieses System ohne staatliche Lenkung über tausende von Jahren funktioniert hatte, also eine erstaunliche Stabilität aufwies, wusste der Römer nicht nur nicht zu sehen und zu würdigen, sondern die merkwürdig unstete Lebens- und Siedlungsweise der Barbaren war ihm

verdächtig – wie übrigens bis heute nomadische und halbnomadische Lebensweisen den so genannten zivilisierten Ländern der Welt (guerilla-)verdächtig erscheinen.

Nur (Stadt-)Bürger, die sich in einer Zivilisation zusammengeschlossen hatten, bildeten Staaten, betrieben Handel, Gewerbe und Handwerk; dort, wo die prähistorische Siedelweise vorherrschte, gab es weder Staaten noch Handelsbeziehungen.

Gerade den Römer Tacitus hätte ein Blick auf das entwaldete Italien lehren können, dass die Zivilisation die Wälder nicht lediglich veränderte, sondern sie vielmehr zerstörte. Städte wurden nicht verlagert, sie mussten aus dem Umland versorgt werden, sie entwickelten einen enormen Holzbedarf, Ackerbau wurde auf Dauer betrieben, und das Weidevieh fraß nicht nur Gras und Kräuter, sondern gerade so gern die Triebe junger Bäume. (Im Mittelmeerraum waren es die Ziegen, die ihre Umwelt besonders stark veränderten; in großer Zahl gehalten, vertilgten sie Bäume und Sträucher – selbst dornige.)

Während also in prähistorischen Kulturen, wie in Germanien zur Zeit des Tacitus, die gesamte Waldfläche nur wenig kleiner geworden war, nahm im Umkreis der (römischen) Zivilisation der Wald nur noch ab. Neben den Städten lagen in Italien keine Wälder, sondern Haine und Obstgärten, die es wiederum in Germanien (noch) nicht gab, da das Anpflanzen von Obstbäumen sich nur dann lohnt, wenn man zu bleiben gedenkt, bis die Früchte heranreifen: Haine sind, bis heute, für die mediterrane Landschaft charakteristisch geblieben. Mit Hainen und Obstgärten konnte man aber nicht verhindern dass es, schon in vorrömischer Zeit, zu Bodenerosionen kam; die Desertifikation, die von Menschen neu geschaffene Wüste auf ehemals bewaldetem Grund, war in römischer Zeit schon weit fortgeschritten.

Im Zuge der Kolonisation und Kultivierung Germaniens nun siedelten sich die Römer nördlich der Alpen fast ausnahmslos in Gegenden an, in denen die Laubwälder dominierten; sie mieden die kälteren, mit geschlossenen Nadelwäldern bedeckten Regionen weiter im Osten.

Wein und Obstbäume wurden angebaut, wo die klimatischen Bedingungen es zuließen, und natürlich wurden Bäume gefällt: Eichen für Bauholz und Buchen zur Verarbeitung zu Holzkohle für die Erzschnmelze. Deshalb, und weil innerhalb des römischen Reiches jetzt auch auf germanischem Gebiet keine Nutzflächen mehr aufgegeben wurden, gab es keine weitere Verbreitung der Buche mehr; die Bestände nahmen im Gegenteil ab.

Auch die Tannenbestände wurden nach und nach dezimiert: die Römer schlugen das Tannenholz in den Alpen und im Schwarzwald, flößten oder trifteten es auf dem Rhein oder der Mosel flussabwärts und verarbeiteten es auch dort, wo weit und breit keine Tannen wuchsen, zum Beispiel beim Bau der Moselbrücke in Trier.

Im Zuge der Ausbreitung der Zivilisation entstanden große landwirtschaftliche Nutzgebiete, Weideflächen und Heiden, aber in der Mitte Europas blieb eine Region erhalten, in der sich der

Wald trotz allem am besten regenerierte: Wald blieb dort am besten erhalten, wo sich Deutschland entwickelte (wie man im 19. und 20. Jahrhundert mit vaterländischer Genugtuung feststellte).

In der Endphase der römischen Zivilisation in Mittel- und Westeuropa gab es also eine Trennung zwischen Stadt und Land, Kultur und Natur, Zivilisation und Barbarei, wie man sie zuvor in Germanien nicht gekannt hatte. Eindeutig – und anders als in Eichendorffs Lied – fiel die Bewertung zu Gunsten der Zivilisation, der Kultur und der Stadt aus und zu Gunsten einer klaren Trennung dieser von der (barbarischen) Natur, also besonders vom Wald, der nur als potenzielles Kolonialisierungsland und als Rohstofflieferant betrachtet wurde.

Nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches und in der Völkerwanderungszeit nahm die Zivilisation zu Gunsten der prähistorischen Siedelweise wieder ab; mit dem Mittelalter begann, von Frankreich ausgehend, die *Rezivilisierung*. Dabei wurden aber, entgegen einer weit verbreiteten Annahme, nicht die vom Menschen verlassenen Wälder durch Rodung wieder urbar gemacht; vielmehr wurde der Rückfall in die nicht ortsfeste, prähistorische Siedelweise während der Völkerwanderungen durch die Gründung der ersten, ortsfesten mittelalterlichen Dörfer *nach und nach* beendet.

Weltliche und geistliche Grundherren wurden – meist im Auftrag des Königs – zu Eckpfeilern politischer, ökonomischer und geistlicher Stabilität in einer Wildnis, die man säuberlich von der Kulturlandschaft separiert zu halten wünschte: Im Jahre 795 n.Chr. bestimmte Karl der Große im *Capitulare villis*, dass die Grundherrschaft zu verhindern habe, dass sich wieder, wie früher, Wald auf ehemaligem Ackerland ausbreite.

In den Dörfern und ihren Fluren gab es nun ortsfesten privaten Grundbesitz, und dieser Innenbereich der Kernflur war von einem Außenbereich des Waldes umgeben, der gewöhnlich Allgemeinbesitz war.

Der Wald wurde zum unkolonisierten, wilden Außenbereich jeder Flur, zu einer bedrohlichen Wildnis, einer Gegenwelt nicht nur im abstrakten Sinn.

Im Wald, so überliefern Märchen und Sagen, leben wilde Tiere, Bären und Wölfe, aber die wilden Tiere sind *früher* seltener in den Wäldern Mitteleuropas vorgekommen als *später* in Grimms Märchen: über Wolfsjagden zum Beispiel führte man Buch, sie fanden selten statt, nicht einmal eine in jedem Jahr. Die „wilden Tiere“ erscheinen eher als Metaphern für etwas, das den nun zivilisierten, (grund-)besitzenden, ortsansässigen Menschen aus der Wildnis bedrohte: man fürchtete sich ja auf einmal auch vor anderen „Wilden“, vor Zauberern, Hexen, Zwergen, Riesen, Räubern und der sagenhaften „Wilden Jagd“.

Diese Angst vor dem Wilden im Walde entstand möglicherweise aus der Begegnung der relativ jungen Zivilisation mit den nach alter Weise noch „unzivilisiert“ lebenden Zeitgenossen, die sich der Kolonisation widersetzten und in einen Staat nicht integrieren ließen.

Die sesshafte, ländliche Bevölkerung aber rückte gegen den Wald – ihre Gegenwelt – vor: im ortsnahen Bereich schlug man Holz zum Brennen und Bauen, und zwar schneller, als die Bäume wuchsen. So schlug man sie wieder, wenn sie kaum Armdicke erreicht hatten, und die Pflanzen bildeten erneut Stockausschläge, die wieder „geerntet“ wurden: neben, oder vom Dorf aus gesehen vor dem ursprünglichen *Hochwald* - dem „Wald, so hoch da droben“ - entstand nun der *Niederwald* mit seinen eher buschähnlichen Bäumen. Da nicht alle Bäume die intensive Niederwaldnutzung überlebten, fand (und findet) man in den Niederwäldern Hainbuche, Hasel und Birke, Ulme, Linde und Eibe, während die ohnehin auf dem Rückzug befindlichen Buchen eingehen, wenn man ihre Stämme wiederholt abschlägt.

In den Niederwäldern gewann man auch das Laubheu, das man, wie seit vorgeschichtlicher Zeit, als Winterfutter in die Ställe brachte.

Das Vieh wurde von den Dörfern aus zur Weide in den Wald getrieben, und es entstanden die bewaldeten Weideflächen, die *Hut-* oder *Hutewälder*, in denen die Bäume es ebenfalls schwer hatten, in die Höhe zu wachsen, denn ihre jungen Triebe wurden immer wieder vom Vieh verbissen. Schaffte es ein Baum, so hoch zu wachsen, dass die Zungen von Kühen und Schafen seine Spitze nicht mehr erreichen konnten, so wurden ihm die seitlichen Blätter abgezupft, aber zumindest konnte nun aus dem Trieb ein Baum werden, dem man allerdings an seinem verwachsenen, narbigen Stamm zeitlebens ansah, dass das Vieh an ihm geknabbert hatte.

In den Hudewäldern breiteten sich nur die Pflanzen ungehindert aus, die vom Vieh als Nahrung verschmäht wurden, weil sie Dornen oder Stacheln hatten, Nadeln oder ledrige Blätter, oder weil sie bitter schmeckten: Wachholder, Silberdistel, Stechpalme, Kiefer, Heidekraut und Ginster. Zu schlechter Letzt wurde aus dem Hudewald eine offene Heide.

In den dorfnahen Wäldern schonte man nur die Bäume, die einen besonderen Wert hatten, vor allen Dingen die *Eichen*, deren Früchte man als Eichelmast von den Bäumen schlug, unter die man im Herbst die Schweine trieb. Einerseits verhinderte man durch das Verfüttern der *vielen* Eicheln natürlich das Aufkommen eines neuen Eichenwalds; andererseits schufen die bodendurchwühlenden Schweine ideale Bedingungen für das Aufwachsen der Bäume aus den *wenigen* Eicheln, die sie übersehen hatten.

Diese wuchsen, da sie genügend Raum dafür hatten, zu riesigen *Hudeeichen* heran, entwickelten ein weit ausladendes Geäst und standen auf lange genutzten Heiden und Niederwäldern, wo man sie als Überhälter über dem Hasel- Weiden- und Hainbuchengesträuch stehen ließ. So entstanden aus den Niederwäldern die *Mittelwälder*, aus denen man nur dann Eichen schlug, wenn man Holz zum Hausbau brauchte.

Aus den Zweigen und dem Laub von Ulmen, Linden und Eschen gewann man dem Vieh Winterfutter, zu welchem Zweck man laubtragende Äste immer wieder abschnitt, „schneitelte“. Die



Bäume entwickelten so eine kopfartige Krone, die nach einiger Zeit aussah wie die Krone einer Kopfweide: sehr groß wurden die an den Wegrändern stehenden Ulmen, Linden und Eschen nicht.

Mittelalterliche Dörfer hatten die Wildnis gleichsam von sich weg geschoben: sie lagen in einem inneren Kreis der *Markung* mit Äckern, Wiesen und Gärten; dieser lag seinerseits im Kreis der vom Dorf erschaffenen und intensiv genutzten Nieder- Mittel- und Hutwälder und weit von der Siedlung entfernt schloss sich der Kreis der „richtigen“ Wälder in denen, wenigstens nach Eichendorffs Vorstellung, „einsam Rehe grasen“.

Es muss etwas daran gewesen sein an dieser Vorstellung, denn die Rehe finden wir in einem alten Jägerlied wieder: *Ich schieß den Hirsch im wilden Forst* heißt es da, *im tiefen Wald das Reh* – wie Eichendorff also ordnet das Volkslied das Reh dem wilden Wald zu, was ein bisschen befremdlich wäre, machte uns das Lied nicht noch auf eine andere Zweiteilung der mittelalterlichen Welt aufmerksam: neben „Wildnis“ und „Zivilisation“ gab es die Teilung in Adel und Bauern, Privatbesitz und Allgemeinbesitz, Wald und Forst: der Wald war Allmende, also Gemeinbesitz der Bauern oder, sofern es den Hochwald betraf, niemandes Besitz; der Forst war Eigentum und Jagdwald des Adels und der Kirchenfürsten, weswegen es nun niemanden mehr wundern sollte, dass sich der edle Hirsch im adligen Forst (an-)treffen ließ, das mindere Reh eher im gemeinen Wald.

Den Grundbesitzern aus Adel und Kirche, die in ihren Privatforsten jagten und die sie auch entsprechend gestalteten – aus Hainbuchen und anderen Gehölzen schuf man lebende Heckengänge, in die man das Wild trieb, das so in die am Ende des Ganges gelegten Schlingen, Gruben und Netze gehen musste – wurde aber im Lauf der Zeit immer klarer, dass Waldbesitz auch einen Wert an sich bedeutete und dass er deshalb zu erhalten war.

Im 14. Jahrhundert entstanden nämlich viele Städte, es wüteten die Bauernkriege, die Pest, der Dreißigjährige Krieg. Alles zusammen trug dazu bei, dass mehr und mehr Dörfer wüst fielen: entweder, weil die Dörfler der Pest zum Opfer gefallen waren, wie man früher annahm, oder weil die Aussicht auf Freiheit und Wohlstand sie in die Städte gelockt hatte: die Wüstung als frühestes Beispiel von Landflucht in Deutschland.

Jedenfalls erkannten die Grundherren das Gebot der Stunde, vergrößerten ihre Forste um die Fläche der aufgelassenen Dörfer und stellten sie – nicht ganz uneigennützig - in den Dienst der Städte, die Stadtwälder und Stadforsten dringend brauchten.

In diesen stadtnahen Forsten wurden die ersten *Waldschutzmaßnahmen* eingeleitet: einige Wälder nahe Frankfurt am Main durften schon im 13. Jahrhundert nicht mehr *gerodet* werden. Im Jahre 1343 wurden die Bürger von Dortmund verpflichtet, Laubholz in der Nähe ihrer Stadt *anzubauen*. Im Jahr 1368 *säte* ein privater Unternehmer im Nürnberger Reichswald erstmals Kiefern und bis zum 16. Jahrhundert breitete sich das „Tannensäen“ bis nach Mecklenburg aus.

So wurden die Forsten zwar ab dem 15. und 16. Jahrhundert durch zahlreiche Forstordnungen der Grundherren geschützt (seit dem Spätmittelalter wurde zum Beispiel ein Schutz der Eibe durchgesetzt), aber ihr Aussehen wurde immer mehr durch die Nutzungsinteressen der Städte bestimmt: Forsten wurden zu Nadelwäldern, während die als Niederwald genutzten Bauernwälder als Laubgehölze bestehen blieben. Dieser Gegensatz zwischen „Wald“ und „Forst“ verschärfte sich derart, dass im 19. Jahrhundert im Grimmschen Wörterbuch der „Forst“ als „Nadelwald“, der „Wald“ als „Laubwald“ Aufnahme fand.

Während des Mittelalters wuchsen die Städte nach Anzahl und Größe: ihr Holzverbrauch war exorbitant. Schneller, als die Natur den Wald hatte aufbauen können, schneller, als die prähistorischen Siedler ihn verändert und die historischen ihn hatten in Ackerland verwandeln können, fraßen ihn die Städte.

Das Erste, was man zur Errichtung einer Stadt benötigte, waren Holz und Wasser; das erste Bauwerk, das man errichtete, war die Wassermühle: deren einzige *nicht* aus Holz bestehenden Bauteile waren die Mühlsteine.

Und so ging das immer weiter: Man benötigte Holz für Wälle, Mauern und Stadttore, Holz für die Häuser und deren Fundamente, Holz für die Bohlen- und Bretterwege, für Brücken, Schleusen, Kais und Landungsbrücken und natürlich auch für den Schiffsbau selbst und nicht zuletzt für den Transport von Waren in der frühen Form des Containers, dem Holzfass.

In der unmittelbaren Umgebung einer Stadt stand bald kein Wald mehr. Dies war auch beabsichtigt, denn man musste schon von weitem erkennen können, wer sich der Stadt näherte: im Falle eines feindlichen Angriffs schloss man besser rechtzeitig die schweren hölzernen Stadttore, zückte die Holzbögen und Holzpfeile und vertraute auf ein freies Schussfeld.

In jedem Winter mussten große Mengen Holz in die Stadt gebracht werden, damit die Häuser beheizt werden konnten, denn besonders jene Stadtbewohner, die es zu etwas gebracht hatten, die High Society der Stadt, hatten es auch im Winter gerne warm – woraus häufig zusätzliche Holzkosten entstanden, wenn ein Funke aus einer der vielen offenen Feuerstellen auf ein Haus oder gar auf die ganze Stadt übergriff: dann musste alles so schnell wie möglich gelöscht und wieder aufgebaut werden, auf Kosten der Wälder.

Doch nicht nur der Feuer-, sondern auch der mittelalterliche Glaubenseifer forderte seinen Tribut: Für den Bau der Münchner Frauenkirche, die nicht einmal einer der größten Dome des Mittelalters war, benötigte man allein über 2000 Baumstämme.

Heiliger Sankt Florian, schon unser Haus, zünd andre an: Holz wurde knapper und teurer.

Also versuchte man, zu sparen: statt reiner Holzbauten errichtete man Fachwerkhäuser, Kachelöfen ersetzten das offene Feuer, Backöfen unterhielt man gemeinschaftlich am Rande der Stadt, und wo die Stadtbürger als so genannte Ackerbürger Landwirtschaft betrieben, verlagerte man die Scheunen

an den Stadtrand, um ein Übergreifen von Heustockbränden oder sich entzündendem Getreide auf die Stadt zu verhindern.

Ganze Wälder gingen in den Untergrund, wenn man Städte in Richtung feuchter oder sumpfiger Niederungen erweiterte: Potsdam zum Beispiel steht, als Stadterweiterung von Berlin, nahezu komplett auf Eichenpfählen.

Da boten die *Stadtwälder*, die die meisten Städte schon früh von Königshäusern oder Grundbesitzern erhalten hatten, kaum einen Ausgleich. Zwar nahmen hier die *Schutzbestimmungen für Wälder* ihren Ausgang, aber ohne diese wären die Stadtwälder bald verschwunden gewesen. So hatte man im Nürnberger Reichswald mit der Aussaat von Kiefern begonnen – aber in einem Wald, der seinen Namen verdient hätte, hätte man niemals die Licht liebende Kiefer ausbringen können: ein Indiz dafür, dass dieser Wald nur noch als Rechtsbegriff bestand, als man mit der Aussaat begann.

So blieben in der Nähe der Städte Wälder, wenn überhaupt, nur als Niederwälder bestehen, manchmal nur als Eichenschälwälder oder Lohwälder, in denen man die Rinde von den Eichen löste, um Gerberlohe zu gewinnen. Richtete man ausnahmsweise Mittelwälder ein, wurden diese so intensiv genutzt, dass die Überhälter schief und krumm in die Höhe wuchsen. Weidebuchen und Hudeeichen standen ohne Schutz vor Wind und Wetter und so isoliert, wie im Wald natürlicher Weise niemals.

Buchenwälder gab es nur noch in stadtfernen Lagen; in Stadtnähe gab es bestenfalls nur noch Gehölze aus Eichen, Hainbuchen, Birken, Hasel- und anderen Sträuchern. Die Grenze zwischen den Buchenhochwäldern höherer Lagen und den Eichen-Hainbuchen- und Eichen- Birkenwäldern des Hügellands und der Ebene gab es also nicht nur aus klimatischen Gründen.

Die Waldzerstörung durch Städte- und Schiffsbau erfolgte gründlich. Der gewaltige Bedarf, der während des Mittelalters durch ortsfeste Siedlungen und Verstädterung eingetreten war, schien unaufhaltsam in die gleiche ökologische Katastrophe der Versteppung zu führen, die zum Ende vieler antiker Hochkulturen beigetragen hatte – und im humanistisch geprägten Abendland wusste man das.

**Anmerkung:**

Das Gedicht, dessen vier Strophen den Artikelabsätzen vorangestellt sind, lautet vollständig:

*Der Jäger Abschied*

*Wer hat dich, du schöner Wald,  
Aufgebaut so hoch da droben?  
Wohl den Meister will ich loben,  
So lang noch mein Stimm erschallt.  
Lebe wohl,  
Lebe wohl, du schöner Wald!*

*Tief die Welt verworren schallt,  
Oben einsam Rehe grasen,  
Und wir ziehen fort und blasen,  
Dass es tausendfach verhallt:  
Lebe wohl,  
Lebe wohl, du schöner Wald!*

*Banner, der so kühle wallt!  
Unter deinen grünen Wogen  
Hast du treu uns auferzogen,  
Frommer Sagen Aufenthalt!  
Lebe wohl,  
Lebe wohl, du schöner Wald!*

*Was wir still gelobt im Wald,  
Wollens draußen ehrlich halten,  
Ewig bleiben treu die Alten:  
Deutsch Panier, das rauschend wallt,  
Lebe wohl,  
Schirm dich Gott, du schöner Wald!*

(Joseph Freiherr von Eichendorff, 1788 – 1857)

***Literatur:***

Hansjörg Küster, Geschichte des Waldes, Von der Urzeit bis zur Gegenwart, Verlag C.H. Beck, München 1998

Albrecht Lehmann / Klaus Schriewer (Hg.), Der Wald – ein deutscher Mythos?, Dietrich Reimer Verlag, Berlin, Hamburg 2000

Gerhard Schulz, Romantik, Geschichte und Begriff, Beck'sche Reihe, München 1996

*Es folgt: Frage an einen Mythos (Teil 2) – 3. Der Wald als romantisch-völkisches Ideal*